

Vortrag Teil I

Geseko:

- Das archaische Weltbild: der weibliche Kosmos;
- Natur als 'große Mutter (Mater-ia) (Natur = naxis = Geburt ...);
- mythologische Landschaften (Landschaft als Körper der Göttin);
- zirkuläre Naturwahrnehmung (weibliche Zyklen - Naturzyklen);
- Definition Matriarchat: nicht Frauen-Herrschaft sondern geschlechts-egalitäre Gesellschaften mit Geschenkökonomie, Konsensdemokratie, weiblicher Schöpfungs-Spiritualität, enger Naturverbindung,

Männlich und weiblich in der Natur. Das Thema klingt auf den ersten Eindruck ganz harmlos. Und ist doch so unendlich vielschichtig, wenn man hinein taucht. Gibt es männlich und weiblich in der Natur? Oder ist das nur eine Kategorie für die Lebewesen in der Natur? Und wenn ja, sind dann nicht auch die Lebewesen, inklusive wir Menschen, eigentlich ‚Natur‘. Was ist überhaupt ‚Natur‘, und was bedeutet dieses Wort. Was ist unsere Vorstellung von Natur? Und haben die Kulturen vor uns das genauso gesehen. Und wenn nicht: Wie viel alte kulturelle Erinnerung liegt in uns? Was für Mythen und kulturelle Wurzeln gibt es dazu? Wie haben sie sich verändert? Welche Traumatisierungen sind passiert und durch wen? Und inwieweit beeinflussen sie unseren heutigen Blick, unsere Wahrnehmung, unsere Beziehungen? All diesen Fragen wollen wir in den nächsten Tagen nachgehen. Nachgehen im wahrsten Sinne des Wortes. Wir werden ihnen inhaltlich nachgehen, wir werden aber auch auf dem Land solchen Wegen nach gehen, das Gehörte an der Natur überprüfen, mit unseren Gefühlen abgleichen.

Zunächst soll es darum gehen, ganz tief in die Geschichte zurückzugehen, vielleicht

bis an die Anfänge des Menschseins. Vielleicht bis in die Steinzeit oder noch davor. In die Welt der Jäger und Sammler, in die Zeit unser nomadisierenden Vorfahren, die ganz nah mit der Natur verbunden waren. In die Zeit der Mammuts und Höhlenbären, als die Menschen in kleinen Gemeinschaften miteinander in endlosen Urwäldern lebten. 98 % unserer Geschichte als Menschen lebten wir in solchen Verhältnissen, in denen wir eng mit der Natur waren, die uns umgab, die uns nährte, die uns Wärme und Nahrung gab, die sich zurückzog und kalt wurde, die uns frieren und erfrieren ließ, die uns wie eine liebende und strafende Mutter umgab: Unbegreiflich, überwältigend, göttlich.

Wie eine Mutter, habe ich gesagt. Und tatsächlich dürfte für die frühen Kulturen in der ganzen unendlichen Zeitspanne von möglicherweise einer Million Jahren die gesamte Natur so etwas gewesen sein, wie die große Mutter. ‚Pacha Mama‘ Sagen heute noch die indigenen Kulturen Südamerikas, ‚Mother Earth‘ heißt es bei den indianischen Kulturen, ‚Gaia‘, die Erdmutter war es bei den Griechen, ‚Mutter Erde‘ heißt es heute wieder in unseren Breiten. Und auch die Moderne, unsere zeitgenössische Philosophie und Weltsicht, ist tief von diesen uralten Gefühlen geprägt. Die Wortwurzel von solchen nüchternen Worten wie ‚Materialismus‘, wie ‚Materie‘ ist nichts anderes als ‚Mater‘. Und wir brauchen kein Latein um zu ahnen, dass dahinter das Wort ‚Mutter‘ steht. Darin findet sich die für manche vielleicht erstaunliche Einsicht, das die ganze ‚Materielle Realität‘ in unserer Sprache auf das Engste mit der ‚Mater‘, dem Mütterlichen, dem Urweiblichen verbunden ist. Und das gilt für alle Sprachen, nicht nur für das Deutsche.

Und wie ist es mit dem Wort ‚Natur‘, dessen männlicher und weiblicher Qualität wir uns hier annähern wollen? Das Wort ‚Natur‘ kommt von lateinisch ‚Naxis‘ – und dieses Wort heißt in der direkten Übersetzung ‚Geburt‘. Auch das braucht kaum Erläuterung, höchstens Erinnerung: Die

ganze Natur ist das aus der Schöpfung geborene. Und das ‚Gebären‘ ist eine zutiefst Weibliche Fähigkeit. Die Natur und die Frau sind hier so eng verbunden, dass eine Trennung gar nicht mehr möglich ist. Das, so ist anzunehmen, war die Wahrnehmung unserer Vorfahren. Kann es auch unsere sein?

Bewusstseinsforscher und Entwicklungspsychologen wie Jean Gebser gehen davon aus, dass sich seit der Frühzeit eine Schicht des Bewusstseins über die nächste gestülpt hat, die sich jetzt so umschließen, wie russische Babuschka-Puppen oder die Schalen einer Zwiebel. Und man nimmt an, dass jedes menschliche Individuum in seinem eigenen Wachstum all diese Stufen im Verlauf seiner oder ihrer Jugend noch einmal durchläuft. Ganz früh in der Menschheitsgeschichte, und – nehmen wir die Metapher der Zwiebel – ganz innen liegt das ‚archaische Bewusstsein‘. Wenn wir davon ausgehen, dass wir 95 % unserer Geschichte als homo sapiens als Jäger und Sammler gelebt haben, dann kann man sich vorstellen, dass diese Bewusstseinsstufe vielleicht eine Millionen Jahre lang gedauert hat und einen entsprechend großen Raum in unseren kulturellen Genen, den ‚Memen‘ ausmacht. In der persönlichen Geschichte eines jeden Menschen ist das ‚archaische Bewusstsein‘ heute die Entwicklungsstufe zwischen 1 und 3 Jahren. Was können wir da beobachten, frage ich Sie?

Enge Verbundenheit, ja Symbiose mit der Mutter, absolute Abhängigkeit von Ihrer Zuwendung und ihrem Wohlwollen. Die Mutter als das Unbegreifliche, das Göttliche, das Nährende, das Schicksalhafte, das über Leben und Tod herrscht. Das würde heißen, dass der Kern jedes menschlichen Bewusstseins, ja der Kern des Bewusstseins die Bezogenheit zur ‚Großen Mutter‘ ausmacht. Kein Wunder also, dass wir die Natur als zutiefst weiblich erleben. Die sich darüber legenden Bewusstseinsstufen sind zwar neuer und uns unmittelbarer

verfügbar, aber sie sind letztlich nur die Hülle eines Kerns, der lange unser Denken, Fühlen und Wahrnehmen ausgemacht hat. Dieser Kern ist nicht abgetrennt von unserem Fühlen und Wahrnehmen. Er prägt uns die ganze Zeit unbewusst. Wir können ihn aktivieren und in unsere Gegenwart holen und bewusst machen.

Die Wahrnehmung unserer Vorfahren in der angeblich ‚grauen Vorzeit‘ geht aber noch viel weiter. Die Tatsache, dass ‚Natur‘ von der Wortwurzel her auf ‚naxis‘, die Geburt, verweist, zeigt uns den Weg. Der frühe Mensch, der sich in diese weibliche Schöpfung eingebettet sah, wird wahrscheinlich tief fasziniert gewesen sein vom Wunder der Geburt und vom nicht begreifbaren Phänomen des Sterbens. Schon die Neandertaler waren davon überzeugt, dass ein gestorbener Mensch so auf die Welt zurückkehrt, wie jedes Jahr der Frühling wiederkehrt. Sie glaubten also, dass der Mensch wieder zu Erde wird und neu geboren wird – dass es ein ‚Stirb und Werde‘ gibt. Und da es ihnen bewusst war, wie Kinder geboren wurden und die ‚Große Mutter‘ sie umschloss, suchten sie nach Orten in der Natur, die dem weiblichen Schoß ähnelten. Sie fanden Quellen, die sprudelten und wussten, dass das Wasser wichtig für die Fruchtbarkeit des Landes war – also waren Quellen heilig. Von den Neandertalern wissen wir, dass sie gerne in solchen Landschaftsstrukturen siedelten, die dem weiblichen Schoß ähnelten, in Tälern wo die Berge weiblichen Schenkeln ähnelten und wo man sich einen Schoß vorstellen konnte. Wenn dort eine Quelle war, schien es der perfekte Platz, die Toten dort nahebei zu begraben, weil sie dann quasi wieder in den Schoß der Erde gepflanzt wurden – und schnell wiedergeboren werden konnten.

Die frühen Menschen stellten sich auch Höhlen als Schoß der ‚Mutter Erde‘ vor. In allen Kulturen der Welt wurden Höhlen damit unmittelbar mit dem weiblichen

Körper assoziiert. Vagina und Höhle schienen geheimnisvolle Orte der Schöpfung. Und die frühen Menschen betraten diese Zugänge in das innere Heiligtum des Weiblichen und fanden dort eine faszinierend andere Welt vor und benutzten diese Orte als heilige Ritualplätze. Daraus mögen die ersten Religionen und Wirkungsbereiche der Priesterinnen geworden sein. Sie beobachteten Bären, die im Herbst in die Höhlen gingen und im Frühjahr mit Bärenkindern wieder hinaus kamen. Und sie waren davon überzeugt, dass der Bär der Liebhaber der Erdgöttin sein müsste. Haben sie in diesem Zusammenhang schon mal über die Bedeutung des Wortes ‚Gebärmutter‘ oder ‚Gebären‘ nachgedacht? Und so geht es immer weiter: Für die frühen Menschen war die Welt zyklisch, weil die Verläufe der Natur zyklisch sind. Sie beobachteten den Mond, der immer wieder rund wurde. Sie beobachteten die zyklischen Rhythmen der weiblichen Blutung und stellten die Parallelität zu den lunaren Zyklen fest und schlussfolgerten, dass das menschlich Weibliche mit dem kosmisch Weiblichen in Verbindung stand. Der weibliche Zyklus wiederum wurde den frühen Menschen zum Spiegel aller anderen Zyklen in der Natur. So wurden vielleicht die Höhlen und die Frau als Träger von Leben, Tod und Wiedergeburt verehrt.

Überhaupt galten allen diesen Kulturen das Runde und das Zyklische als gleichbedeutend mit dem Weiblichen. Kein Wunder eigentlich. Am Anfang war ja nicht ‚das Wort‘. Am Anfang war der Bauch! Ein kreisrunder Ort, der uns allen erste Heimat war. Der uns im Fruchtwasser schwebend umschloss und Raum und Zeit für Wachstum bot. Schon den frühen menschlichen Gemeinschaften war der Bauch mit dem werdenden Leben ein heiliges Symbol, gewölbt, rund wie der volle Mond, dessen Rhythmen auf geheimnisvolle Weise mit der Schöpfung neuen Lebens zusammenzuhängen schien. Tausendfach gestaltet in den weiblichen Figurinen der Steinzeit, in

denen sich die Schönheit der Schöpfung in der Fülle der weiblichen Figuren spiegelte: nährenden Brüsten und fruchtbaren Bäuchen. Vielleicht ‚Göttinnen‘, vielleicht einfach nur Reverenzen an das göttlich Weibliche. Aber fraglos immer rund: Ursymbol des Kreises, des Werdens und Vergehens und des ‚mütterlichen Prinzip der Erde‘.

Tatsächlich sind nicht wenige SymbolforscherInnen der Überzeugung, dass das Wunder von Schwangerschaft und dann die elementare Erfahrung des Gestilltwerdens die tiefste Prägung einer symbolischen Matrix ist, die alle Menschen dieser Welt verbindet: Eine Liebe zum Kreis als Symbol des Lebens, des Schöpfungs, der Vollkommenheit. Die Ehrfurcht vor dem Kreis aber auch als Symbol der Unendlichkeit, eines Prozesses und Weges ohne Anfang und Ende, eines Symbols von ewigem Leben, von Tod und Wiedergeburt, von ‚stirb und werde‘. Schon die Neandertaler machten mit den Symbolen, die sie in Felsflächen einritzten deutlich, dass sie sich die Welt als etwas Rundes vorstellten. „Daher brachten sie alle runden Dinge als Symbole von besonderer Bedeutung in Verbindung mit der großen Rundung der Welt, in der sie lebten“, erklärt die englische Anthropologin und Frühgeschichtlerin Doris F. Jonas: „Wenn also ein Apfel, ein Ball, der Mond, die Brust einer Frau oder ihr Leib rund sind, dann sind sie einander ähnlich – jeder einzelne erinnert an den anderen und könnte ihn daher repräsentieren.“¹ Der Kreis, Analogie für das Himmelsgewölbe, den Horizont, die zirkuläre Natur des Lebens, das jeden Winter scheinbar starb und im Frühjahr zu neuem Leben erwachte, prägte die frühe Weltsicht. Aus dieser buchstäblichen Welt-Anschauung, in der der Mond mit seinen zyklischen Phasen Modell für die Kreisläufe der Natur stand, formten

¹ Doris F. Jonas et.al.: Kinder der Höhle. Die steinzeitliche Prägung des Menschen, Kösel-Verlag 1980, S. 45

sich Vorstellungen für die Jahreszeiten, vom Zyklus aus Leben und Tod und der Gewissheit einer Wiedergeburt, die irgendwann in die religiösen Vorstellungen von Reinkarnation mündeten.

Eingeschlossen in kosmische Kreisläufe der Sternbahnen und Mondzyklen, die einwirkten auf den Zyklus der Frauen, auf Leben und Geburt. Deshalb entstand auch weltweit ein zutiefst weibliches zyklisches Weltbild, was sich da aus Kreisen in Kreisen entwickelte. „Die gesamte Welt wurde als göttlich-weiblich betrachtet. Wenn in matriarchalen Kulturen von ‚Göttin‘ geredet wird, ist das Universum die Göttin, die Erde ist die Göttin, alles ist Göttin“, sagt die Frühgeschichtsforscherin Heide Göttner-Abendroth: „Die Basis für den zyklischen Zeitablauf ist, dass sie mit den Jahreszeiten und Zyklen der Natur leben. Das haben sie der Natur abgeschaut, die sich ja auch in Zyklen bewegt und nicht linear. Geschichte entwickelt sich für sie auch zyklisch. Das heißt aber: Ein Kreis schließt sich nicht immer, sondern geht eigentlich in spiralförmiger Bewegung immer woanders hin.“

Wie aber werden die Menschen damals die Natur, die sie als riesige Urwälder voller gefährlicher Tiere, unbekannter Geister und riesigen Schicksalskräften oder Riesen und Riesinnen (man denke nur später an die germanischen Walküren) erlebt, wahrgenommen haben. Wahrscheinlich war es so, dass die Landschaft selbst so etwas war, wie der Körper der Großen Göttin.

Leben Sie auch gerne „am Busen der Natur“? Und haben Sie schon jemals darüber nachgedacht, woher diese Formulierung kommt? Heißt es nur, dass wir von der Natur so genährt sind, wie ein Baby von der mütterlichen Brust? Nachdem was hier in der Sammlung der Indizien des Naturbezugs unser Vorfahren deutlich wird glaube das nicht mehr. Es verweist darauf, dass jeder runde Hügel in der Landschaft, und wenn es zwei waren umso eher, als die

Brüste der Göttin wahrgenommen wurden. Und wenn oben drauf eine Quelle entsprang, wurde es zum Kultort. Noch heute können wir in Niederbayern erkennen, dass in dem sanften Hügelland auf fast jedem ‚Busen-Berg‘ heute eine Marienkapelle steht. Davor stehen die Figuren von drei weiblichen Figuren: Einer Alten, die Anna genannt wird, einer Mittelalten, die Maria genannt wird und einer mädchenhaften Figur, die als Jesus bezeichnet wird. Und fast immer sind die Marienkapellen auf viel älteren sakralen Orten erbaut worden.

Machen Sie mal den Versuch, wenn Sie hier in der Landschaft unterwegs sind, nach dem Körper der Göttin zu suchen, nach Erhebungen zu suchen, die weiblichen Formen entsprechen, nach Einschnitten, die wie Schenkel oder ein Schoß wirken. Es ist erst ungewohnt, bis man irgendwann gar nicht mehr anders kann und – wie wohl unsere Vorfahren – überall den weiblichen Körper sucht und findet. Was bedeutet das aber, wenn die Landschaft identisch ist mit dem Körper der Göttin? Dann ist das Heilige überall, dann nährt uns der Körper der Göttin, dann laufen wir auf ihr herum wie Ameisen auf einem umgestürzten Baum. Dann ehren wir die Landschaft als unmittelbar heilig, dann ehren wir uns selbst als ein Teil des göttlich weiblichen. Dann gibt es keine Trennung zwischen dem göttlich Weiblichen und uns selbst. Dann ist wohl auch das Männliche in diese Heiligkeit mit eingeschlossen, dient aber dem überall sich ausdrückenden und nährenden Weiblichen. Versuchen sie in diesen Tagen einmal, diese Wahrnehmung zu erproben und spüren sie nach, wie es sich anfühlt. Sie werden unseren Urahnen dabei wahrscheinlich sehr nahe kommen.

Denn diese Sichtweise dürfte es gewesen sein, welche die frühen Kulturen geprägt hat. Heute würde man sie in eine ethnologische Schublade stecken und sie als ‚matriarchal‘ oder ‚Matrilinear‘ bezeich-

nen. Darunter verstehen wir nach 6000 Jahren Patriarchat meist so ein Bild der ‚Frauen-Herrschaft‘ als sei das Matriarchat eine simple Umkehrung des Patriarchats und seiner hierarchischen Strukturen von Macht, Dominanz, Kontrolle und Gewalt. Das ist offenbar nicht der Fall, wenn man sich matriachale Restkulturen in aller Welt anschaut. Da geht es eher um ‚egalitäre‘ Strukturen, in denen Frauen und Männer als gleichberechtigt und gleich wichtig gelten, in der das Weltbild aber auf dem schöpferisch Weiblichen basiert, dem das Männliche dient.

Das Bild der Landschaft als Körper der Göttin hat sich vielleicht über 100.000 Jahre und mehr hingezogen und ist dabei aber auch nicht immer gleich geblieben. Die Namen, und Metaphern mögen sich geändert haben und unterschieden haben. In Griechenland war es die Erdmutter ‚Gaia‘. In den frühen Kulturen Mittel-Europas war es die Hel oder Holle, die heute noch durch die Märchenwelt geistert. Weiter im Süden nannte man sie die Percht. Bei den alten Germanen war es die Freia oder die drei Nornen, die als Riesinnen unter der Weltenesche Yggdrasil am Schicksalsbrunnen saßen und alles miteinander verwoben. Immer aber war das große Weibliche die Wurzel früher religiöser Systeme, vermutet die Frühgeschichtsforscherin Heide Göttner-Abendroth.

Die Vorstellung von der Urgöttin hat sich dann differenziert. Man hat sich dann ein komplexeres Bild vom Universum gemacht, was in der Forschung das „Drei-Stockwerk-Weltbild“ genannt wird. Das hatten ja noch die alten Völker: Oben der Himmel, in der Mitte die Erde und Unten die Unterwelt. Diese drei Zonen der Welt, das sind ja auch spirituelle Zonen der Welt, stellten sie sich vor als von weiblichen göttlichen Kräften regiert, bewohnt, getragen oder geschaffen. Im Himmel ist es die lichte jugendliche Göttin, die Mädchen-göttin, die alle Lichter bringt und das

Licht schenkt. Die Erde und das Meer mit ihrer unerschöpflichen Fruchtbarkeit werden der Göttin in Gestalt der schöpferischen Frau zugeordnet. Und die Unterwelt oder Anderswelt mit ihren Geheimnissen der Transformation von Leben in Tod und Tod in Leben wird der alten weisen Göttin zugeschrieben, der Göttin des Todes und der Wiedergeburt, der Transformerin.

Die drei Göttinnen waren den Farben weiß für die jugendliche Göttin, rot wie das Blut der fruchtbaren Frau für die Göttin der lebendigen Mittleren Welt und schwarz für die Unterweltgöttin. Auch die Phasen des Mondes waren entsprechend zugeordnet: Die dunkle Unterwelt-Göttin und Transformerin gehörte zum dunklen Neumond, die reife erotische Frau wurde dem Vollmond zugeordnet. Und die jugendliche, aber nicht jungfräuliche Göttin war mit der schmalen Mondsichel assoziiert. Wenn man diese Vorgeschichte kennt, kann man verstehen, warum die Jungfrau Maria in der katholischen Kirche so oft auf einer Mondsichel steht. Sie ist die Erbin dieses einen Aspekts: der jugendlichen Göttin. Die reife Frau als schöpferische erotische Kraft und die weise Alte ist da aber nicht mehr willkommen.

Und der Mann, von dem bislang kaum die Rede war? Wir wissen nur wenig über die matriachalen Frühkulturen, weil sie uns keine historischen Quellen hinterlassen haben und wenig Objekte außer den vielen weiblichen Figurinen und ein paar Höhlenmalereien. Heide Göttner-Abendroth, die Begründerin der deutschen Matriachatsforschung, sagt dazu grundsätzlich: „Es gibt in der matriachalen Spiritualität überhaupt keine Trennung von Gott und der Welt. Welt selbst ist göttlich – die gesamte Welt, so wie sie ist. Jeder Stern und jeder Stein, jeder Baum und jedes Blatt, jeder Grashalm, jedes Tier, jeder Mensch, ob weiblich oder männlich, ist göttlich, weil die Göttin nichts anderes ist, als die gesamte Welt.“

Und zum Verhältnis zwischen Mann und Frau sagt sie nach vielen Forschungen in noch existierenden matriarchalen Kulturen:

Der Mann, der heilige König der Priesterin die das göttlich Weibliche repräsentiert, ist ihr Partner. Er kann die Göttin nicht vertreten, er kann den Kosmos nicht vertreten, weil der Kosmos weiblich ist. Sondern er vertritt die Menschen, das ganze Volk. Er ist der symbolische Repräsentant der Menschen und des Volkes. Und die Menschheit ist gegenüber dem Kosmos das vergängliche. Der Kosmos und die Natur sind ewig in ihren unendlichen Umwandlungen, Menschen gegenüber dem Kosmos sind das vergängliche Prinzip. Das verkörpert der Heros. Heros heißt nicht Held, hat mit dem patriarchalen Held nichts zu tun. Sondern im Jahreszeitenzyklus in den großen Inszenierungen stellen die Sakralkönige dar, wie das Verhältnis des Menschen zum Kosmos ist: der Mensch wird von der Göttin Natur hervorgebracht, er feiert mit ihr die Heilige Hochzeit. Er geht wenn er stirbt – jeder Mensch ist sterblich – in die Anderswelt, er geht in der Anderswelt die Wege der Transformation und wird durch die Göttin Natur wiedergeboren. Das stellen diese beiden Repräsentanten szenisch und symbolisch dar. Die heilige Hochzeit ist die Verbindung von Himmel und Erde oder die Verbindung der Göttin mit ihrem Volk. Insofern: Wenn die Sakralkönigin mit ihrem Sakralkönig heilige Hochzeit feiert und alle feiern mit, ist das für sie die Verbindung der Göttin, dem Kosmos mit den Menschen – und das ist eine sehr segensbringende Angelegenheit. Wenn die heilige Hochzeit verfehlt wird, dann kommen Himmel und Erde durcheinander. Es gibt Unwetter, es gibt Katastrophen und die Welt geht unter. Das Grundprinzip matriarchaler Gesellschaften ist ja immer Balance: Zwischen den Geschlechtern, zwischen Mensch und Natur. Das heißt wenn sie nicht vollzogen wird, ist die Balance zwischen dem Weiblichen und dem männlichen Prinzip gestört

– und das kann nur in Chaos führen. Daran kann man zum Beispiel auch ermessen, wie wichtig das Männliche Prinzip genommen wird. Obwohl das Weibliche als das umfassendere gesehen wird, geht nichts wenn nicht das weibliche und das männliche Prinzip in Balance bleiben, was genau die Heilige Hochzeit ausdrückt.

Diese Gedankengänge und Weltbilder haben bis in das zweite nachchristliche Jahrtausend hereingewirkt, sagt die Mythenforscherin Vera Zingsem, die sich kürzlich mit dem Germanentum beschäftigt hat. Sie beschreibt das Weibliche als Schöpfungskraft und das Männliche als die Wachstumskraft in der Natur, wenn sie sagt:

„Die männlichen Gottheiten sind ja in allen Religionen eigentlich diejenigen, die mit der Natur überein schwingen. Das ist meistens das Wachstum, was im Herbst und im Winter dann zurückgeht. Die männlichen Gottheiten schwingen ja mit der Vegetation. Im männlichen Gott ist dieses Wachstum, das dann mit der Vegetation überein schwingt. Und in der Göttin sieht man die Kraft, die die Vegetation hält. Und auch das Männliche wieder zum Auferstehen bringt. Trotzdem ist die Zeit der Trennung wesentlich. Und so geht auch Freya dem Odur nach. Der entschwindet ihr im Herbst immer. Dann geht er weg aus der Welt und sie geht ihm nach. Sie findet ihn und bringt ihn dann auch zurück. Es ist dieses Thema: das Trennen, das Trauern auch um das Verlorene. Und gleichzeitig aber auch das Nachgehen, um es wieder in die Gemeinschaft und die Welt zurückzubringen.“

Was zeigt uns dieser Blick zurück in die Tiefen der Vorzeit? Zunächst einmal: Unser heutiges Naturbild ruht auf uralten Fundamenten, die nur noch an wenigen Stellen durch das Weltbild der Moderne durchscheinen. Und so wie das alte Naturbild anders war, war auch das Verhältnis zwischen Männern und Frauen gänzlich anders. Sehen wir beides zusammen, dann

erkennen wir, dass an der historischen kulturellen Basis ein weltweites Verständnis von einer weiblichen Natur ruht, die es wieder aufzudecken gilt, wenn wir unser Verhältnis zur Natur wieder entdecken wollen.

Zudem zeigt der Rückblick, dass gesellschaftliche Strukturen und ein tiefes Verständnis von Nachhaltigkeit, die wir uns heute wünschen, möglicherweise schon einmal da waren – aber eben unter ganz anderen philosophisch-religiösen Voraussetzungen. Aber die gute Nachricht dabei ist: Es war schon mal da.

Das alte Kreismodell brachte matriachale Kulturen hervor, ließ egalitäre und konsensorientierte Stammesgesellschaften entstehen, schuf mit Geschenkökonomie auf Ausgleich bedachte ökonomische Strukturen und entwickelte ein Verständnis intergenerationeller Gerechtigkeit, dass der heutigen Begriff der Nachhaltigkeit nahe kommt. Die weibliche betonte Schöpfungs-Spiritualität brachte Kulturen hervor, die das Leben ehrten und bot über das Verständnis der Landschaft als Göttin eine enge, spirituell aufgeladene Naturverbindung an.

Diese Kulturen existierten möglicherweise rund um den Planeten für 10.000de von Jahren, bis sich langsam das Patriarchat durchsetze und die Geschichte eine andere Zeit einleitete.

Die spirituelle Naturverbindung wurde durch Mythen und vielleicht auch Rituale tradiert. Sie schuf Mythen, auf dem Körper der Göttin mythologische Landschaften und erzählte die alten Geschichten immer wieder weiter, bis sie Heute zu in Märchen versteckten Parabeln wurden.

Wir wollen jetzt noch zwei dieser mythologischen Bilder aufgreifen, die bis heute eine große Kraft entfalten. Auf der männlichen Seite die Geschichte vom ‚Grünen Mann‘, der in diese vorchristliche Zeit zu-

rückführt. Und auf der weiblichen Seite den Mythos von der ‚Wolfsfrau‘.

Vortrag Teil II

Geseko:

- Entheiligung der Natur,
- Städtebildung, patriarchale Stammeskulturen,
- christliche Schöpfungsgeschichte im Gegensatz zu indigenen Schöpfungsgeschichte der männl.-weibl. sinnlichen Schöpfung,
- Umwidmung weiblicher heiliger Symbole in Symbole der Sünde
- Entwicklung einer dualistischen Weltansicht (oben-unten, heilig-profane...)
- Abwertung all dessen, was der Natur 'näher' ist (Frau, Natur, Schwarze) und dessen Beherrschung und Ausbeutung
- Inquisition und Naturwissenschaft als Handlungen aus gleicher Quelle
- äußere Spaltung von der Natur, innere Abspaltung von natürlichen Instinkten, rigide Sexualmoral, Unterdrückung der Wildnis innen und außen: Abrichtung, Zähmung, Trockenlegung
- psychologische Folgen der Unterdrückung bei Männern: Verschluss des Herzens,
- bei Frauen: Verschluss des Schoßes

Nach den sehr verbunden klingenden Geschichten des gestrigen Vortrags, wo es um die zutiefst weibliche Weltansicht der frühen archaischen und magischen Kulturen und Bewusstseinsstufen ging, kommen wir heute zu einer Zeitebene, Kulturrepoche und Bewusstseinsstufe, die vielleicht am ehesten jener Geschichte von Moses im Alten Testament ähnelt, die den Rauswurf aus dem Paradies beschreibt. Man sollte sich das auch immer wieder vergegenwärtigen: Das Alte Testament und unsere gesamte Schöpfungsgeschichte verdichtet die knappe Million Jahre der Menschheitsgeschichte auf ein paar Absätze zur Schöpfung und ein paar Absätze zu der Paradies-

geschichte. Die eigentliche Neuzeit beginnt mit dem Rauswurf aus dem Garten Eden, in den wir uns seitdem zurückwünschen. Man könnte also – ganz in einer Linie mit der Theologie sagen: Die Graue Vorzeit war das Paradies, seitdem ging es in Punkto Naturbezug, heiliger Welt und einem offenbar ausgeglichenen Verhältnis zwischen Männern und Frauen ziemlich bergab, auch wenn unser Wissen und unsere Fähigkeit, die Umwelt zu gestalten und zu nutzen ständig wuchs. Es gibt sogar Historiker und Bewusstseinsforscher, die den Spieß umdrehen und sagen: Die gesamte bekannte Geschichte der Menschheit markiert einen Abstieg, weil seitdem immer mehr kaputt ging.

Was geschah damals und wann? Man geht davon aus, dass der historische Wechsel vor circa 6000 bis 8000 Jahren stattfand. Es gibt verschiedene Theorien zum Zerbrechen der egalitären matriarchalen Urkulturen. Die eine sagt, dass die Jäger, Sammler und Hirten matriarchal in Gartenbaukulturen organisiert waren und die Bauern eher patriarchal, weil mit der zunehmenden Sesshaftigkeit der Bauern ein anderes Interesse an Besitz des Landes, an Verfügung über Fruchtbarkeit bei Vieh und Frau, und ein Interesse an der Weitergabe von Besitz entstand. Als die Männer in den Ackerbaugesellschaften die schwereren Arbeiten übernehmen, verändert sich auch die Götterwelt: aus den weiblichen Schöpfergöttinnen werden männliche Götter, aus den partnerschaftlichen Kulturen werden – so die Historikerin Riane Eisler – „dominatorische Kulturen“. Im Konflikt zwischen Bauern und Hirten, der auch in der Kain und Abel-Geschichte thematisiert wird, siegen tendenziell immer mehr die Bauern und etablieren neue hierarchische Werte, die auf die Kontrolle über die Natur und die weibliche Schöpfung setzen.

Aus der Sicht der evolutionären Bewusstseinsforschung glaubt man, dass in dieser Zeit auch das Bewusstsein eine Veränderung durchmachte. Die Theorie geht in die

Richtung, dass es circa 30.000 bis 20.000 vor Christus einen fließenden Übergang zwischen ganz alten archaischen Steinzeitkulturen des frühen Paläolithikums in eine magische Bewusstseinswelt des Schamanismus gab, in dem die Menschen glaubten, dass die Welt lebendig, von geistigen Kräften durchzogen sei, die der Mensch beeinflussen könnte. Man hatte sich von der reinen Symbiose mit der weiblichen Natur als Jäger und Sammler abgelöst und Gartenbau-Kulturen gegründet, in denen die Menschen in Schamanischen Stammeskulturen lebten und das Matriarchat sich entwickelte und verfeinerte. Der Bruch kam nach Jahrzehntausenden, als die Menschen begannen, sich darauf zu konzentrieren, größere Siedlungen und Städte anzulegen. Während in den frühen Stadtanlagen eine Weile noch Männer und Frauen gleichwertig waren und z.B. in gleicher Würde beerdigt wurden, veränderte sich das bald, ca. 4000 vor Christus. Männer wurden wichtiger, die Ausrichtung ging auf einen männlichen Übervater, der auf Stammesebene der Patriarch der Sippe war, der dann auch das Gottesbild als männlicher monotheistische Gott bestimmte und in den Städten feudale Strukturen mit Fürsten und Königen etablierte. Auf der Bewusstseinssebene der menschlichen Entwicklung wäre das die mythologische Phase. Die Phase der Heldengeschichten, der Drachenkämpfe, des Ringens der Kräfte des Lichts mit dem Bösen im Reich der Finsternis. Es sind Kampf-Metaphern, Konkurrenz-Bilder, Macht-Konflikte, die sich auch in einem strafenden strengen Gott spiegeln. Frauen haben dort immer weniger zu sagen. Sie hüten noch das Heilwissen und wissen um Geburt und Tod, aber ihre Weisheit verliert gesellschaftliche Anerkennung

Es gibt auch die Theorie (die uns heute interessieren sollte), dass aufgrund massiver Klimaveränderungen die alten Gesellschaften auseinanderbrachen. In der so genannten Saharasia-Theorie geht man

davon aus, dass die Erwärmung des Klimas die Gartenbau-Kulturen austrocknete. Die Wüste wuchs über Generationen, in das was wir heute als den Wüstengürtel zwischen Marokko und dem Irak kennen. Mit anderen Worten: die Wasserreserven nahmen ab, die Ernte verdorrte, die Menschen hungerten, die Not verlangte Veränderung. In dieser Situation wurden die Männer losgeschickt, um neues fruchtbares Land zu finden. Sie entfernten sich immer weiter von ihren nährenden und stabilisierenden kulturellen Systemen. Sie wurden Wüstenkrieger, mussten sich durchschlagen, fanden aber keine neue Heimat. Wo sie fruchtbares Land fanden, waren andere matriachale Kulturen, die sie zunächst aufnahmen. Als aber über Generationen immer mehr, meist Männer, aus dem Osten kamen, entstanden soziale Spannungen. Irgendwann wird sich Widerstand gerührt haben. Und irgendwann werden die verrohten Krieger zur Gewalt übergegangen sein, die Macht übernommen haben und die matriachalen Kulturen kulturell, spirituell und physisch überwältigt haben.

Vielleicht geschah alles drei gleichzeitig und beschleunigte sich gegenseitig. In dieser Situation geschah dann auch in Folge vieles gleichzeitig, was sich massiv auf das Verhältnis des Menschen zur Natur und auf das Verhältnis zwischen Mann und Frau auswirkte. Und diese Phase sollte rund 5 ½ Jahrtausende bis zur Aufklärung vor 300 Jahren dauern. Dabei kann man vielleicht drei Hauptentwicklungen erkennen, die sich mehr und mehr ausprägten:

- Die Natur wurde entheiligt
- Die weiblichen Symbole und matriachalen Werte wurden umgewidmet und ersetzt
- Eine dualistische Weltsicht entstand (hell – dunkel, oben – unten, mann- frau ...)

Dies soll kurz erläutert werden. Stimmt die Saharasia-These, dann wurde die trockene unfruchtbare Natur immer mehr als Feind

erlebt, der überwunden werden musste. Natur wurde als böse und unbeherrschbar erlebt und musste unter Kontrolle gebracht werden. Das ging nicht mit einer Natur, die als Körper der Göttin wahrgenommen worden war. Die Landschaft und all ihre Ausdrucksformen mussten entwertet werden, spirituell wertlos werden, entehrt werden, um sie unter Kontrolle zu bringen und schlimmstenfalls durch Abholzung, Abbrennen, Ausbeuten metaphorisch zu vergewaltigen. Das gleiche geschah tendenziell nicht nur mit der weiblichen Natur, sondern wohl auch als Paradigma, als kulturelles Muster, mit den Körpern der Frauen: Entwertung, Entheiligung, Entehrung, Instrumentalisierung.

Dazu gehörte aber eben auch die Umwidmung der Schöpfungsgeschichten. Wir wissen nicht viel darüber, welche Schöpfungsgeschichten die vorchristlichen Kulturen hatten. Ihr Weltbild aber spricht dafür, dass es auf einen sehr feinen Ausgleich zwischen Männlich und Weiblich basierte und Schöpfung durch die heilige erotische Begegnung zwischen den polaren Kräften entstand, die dann auch in Ritualen heiliger Sexualität vom Volk aufgegriffen wurde. Die neue Schöpfungsgeschichte, welche die monotheistischen Religionen darüber legten, gaben dem Weiblichen eigentlich noch nicht einmal eine eigene Stellung in der Schöpfungsgeschichte. Adam wurde von Gott geschaffen, Eva entstand aus Adams Rippe, ist also das Ergebnis einer männlichen Projektion. Damit wird auch das Geburtsbild auf den Kopf gestellt. Der männliche Gott gibt Leben, Eva wird aus Adam geboren. Diese Schöpfungsgeschichte ist zutiefst unerotisch und verneint die göttliche Existenz der Frau. Auch die Symbole wurden auf den Kopf gestellt. Die Schlange ist das Weisheitstier der matriarchalen Göttin, in der christlichen Schöpfungsgeschichte wird sie zum inkarnierten Bösen, zur Verführerin und zum Schattenwesen. Der Apfel, im Matriarchat Symbol der Liebe und Fruchtbarkeit, wird

als Gegenstand des Verrats an Gott umgedichtet.

Und: Das Weibliche wird schuldig gemacht am Verlust der Paradieses, sie wird als Initiatorin der Erbsünde schuld an Not, Schmerzen und Tod. Aus der ‚Mutter des Lebens‘ sagt die Mythenforscherin Vera Zingsem, ist eine Mutter des Todes geworden. Mit dieser Schöpfungsgeschichte voller Schuld und Sünde werden Frauen seit 5000 Jahren, von Kindheit an, belegt. Kein Wunder, dass die Spuren dieser Traumatisierung extrem tief sind.

Dieses Muster wiederholte sich: Im Nahen Osten gingen die hebräischen Priester gegen die kanaitische Muttergöttin Ashera vor und zerstörten ihre heiligen Plätze, die *asherim*. Mit der Verbreitung der monotheistischen christlichen Religion wurden die animistischen Religionen der Naturverehrung unterdrückt oder überdeckt und der Natur alle spirituellen Qualitäten aberkannt. Frühe Naturgottheiten, die *daimones*, an die Griechen wie Römer glaubten, wurden zu ‚Dämonen‘ erklärt. Die altgriechische Gottheit des *Pan* wurde zur Teufelsfigur des frühen Christentums und *Freia*, die altgermanische Göttin der Liebe und Fruchtbarkeit mit eine bösen Hexe gleichgesetzt ¹.

Und schließlich entsteht aus dem mit dem heiligen Land verbundenen ganzheitlichen Kosmos eine zutiefst dualistische Weltansicht, die zwischen Dunkel und Hell unterscheidet, zwischen Himmel und Erde, männlich und weiblich, heilig und profan und diesen Taum immer wieder zugleich bewertet: das eine ist höherwertig als das andere. Die Theologin Ina Praertorius sagt es so:

Das ist dieses horizontal geteilte Weltbild: In der oberen Geist, Gott, Mann, Öffentlichkeit, Polis, Politik, Theorie. In der unteren Hälfte: Abhängigkeit, Weiblichkeit, Sklaverei, Körper, Gefühle. Und dieses

¹ Metzner, Ralph: Green Psychology, S. S. 100 ff.

Weltbild hat sich in der westlichen Kultur praktisch festgesetzt als Mainstream. Das nenne ich ‚patriarchales Denken‘ – diese Art die Welt horizontal in zwei Hälften zu teilen. Die Auswirkungen sind immens. Die Ehepaarlogik: der Mann oben, die Frau unten, der eine kontrolliert, die andere wird kontrolliert. In der Ökologie die Verachtung der Natur. Das durchzieht die ganze Kultur. In vielen Bereichen, wo von Männern und Frauen gar nicht die Rede ist, wirkt diese Ordnung.

Seit dem elften Jahrhundert n.Ch. wurde nicht-christliche Religiosität im Sinne einer Heiligung der weiblichen Natur lebensgefährlich, vom 14. Jahrhundert an exekutierte die kirchliche Obrigkeit zwischen zwei und neun Millionen Menschen unter dem Vorwurf der Hexerei. Mit der Ausrottung der weisen Frauen und Männer der Wälder trennte sich die christliche Kultur noch weiter von Natur. Die protestantische Reformation, die gegen die Korruption des Vatikans angetreten war, verstärkte diese Tendenz, indem sie sich auch gegen die Überreste naturreligiöser Traditionen wie den Marienkult, die Verehrung alter Gottheiten unter dem Deckmantel christlicher Heiliger und heilige christliche Schreine in der Natur engagierte. Religiosität war himmelwärts orientiert, im Gegensatz dazu galt die natürliche Welt der Erde, Pflanzen, Tiere, des Fleisches, der Gefühle und Sinne als sündig und teuflisch. Aufgabe des nach Gottes Ebenbild erschaffenen Menschen aber war es, nicht nur seine eigene Naturhaftigkeit zu bekämpfen, sondern auch die sündige Natur zu bändigen.

Im 16. und 17. Jahrhundert wurde das alte organische Weltbild entgültig gesprengt. Mit der modernen ‚Aufklärung‘ wurde die Vorstellung von einem organischen und spirituellen Universum endgültig durch das Bild von der Welt als Maschine ersetzt, und die Weltmaschine wurde zur beherrschenden Metapher der modernen Ära.

Galileo Galilei war der erste, der wissenschaftliche Experimente mit der Sprache der Mathematik verband. Die scheinbar objektive Erforschung der materiellen Welt begann. Parallel dazu entwickelte der englische Forscher Francis Bacon die moderne empirische Methode der Wissenschaft. Interessant ist an dieser Stelle, dass Francis Bacon gleichzeitig als Staatsanwalt an der Hexenverfolgung mitarbeitete. Und seine Metaphern zur Beherrschung der Natur sind voll von Metaphern der Folter von angeblichen Hexen. Er wollte den Aberglauben des Mittelalters durch die Beweiskraft des Experiments ersetzen und die Natur „auf ihren Irrwegen mit Hunden hetzen, sie sich gefügig und zur Sklavin machen, sie unter Druck setzen, die Natur auf die Folter spannen, bis sie ihre Geheimnisse preisgibt.“

Ziehen wir hier also mal nüchtern eine Zwischenbilanz:

Die vor rund 5000 Jahren einsetzende Dominanz linearer Weltsicht schuf die hierarchischen Strukturen des Patriarchats, des Monotheismus, des modernen Staatswesens, der Klassengesellschaft und schließlich der konkurrenzbetonten industriellen Leistungsgesellschaft. Sie führte zu enormen technischen Fortschritten, koppelte sich aber völlig ab von den sensiblen natürlichen Kreisläufen und legitimierte dies mit einem dualistischen Weltbild, was den angeblich gottgleichen Menschen über die Natur stellte. Diese Trennung von natürlichen Kreisläufen und Verteufelung alles ‚Natürlichen‘ führte zur Herrschaft des ‚Geistigen‘ über das ‚Materielle‘, der Himmel war mehr wert als die Erde, ja, der Himmel war heilig und göttlich und die Erde war schmutzig, profan oder gar ‚Heimstadt des Teufels‘.

Die Entheiligung der Welt lieferte die Basis für technologisch-industrielle Zerstörung der natürlichen Welt, mit deren Folgen wir heute konfrontiert sind. Die religi-

öse wie wissenschaftliche Argumentationskette, die aus der scheinbaren menschlichen Überlegenheit das Recht ableitete, andere Gattungen zu beherrschen, die Natur zu kontrollieren und auszubeuten, prägte aber gerade auch den zwischenmenschlichen Umgang. Dieser Ansatz legitimierte dazu, alles, was der Natur näher schien, aus der Position des überlegenen männlichen Geistes zu beherrschen: Frauen, die Natur, Schwarze etc.. So wie der Mensch der Natur überlegen schien, und der Geist höherwertig schien als der Körper, so sahen sich auch Männer berechtigt, Frauen zu beherrschen, Weiße sich legitimiert, Farbige zu besitzen, Adlige im Recht, Bauern zu beherrschen etc..

Die Sicht auf die Welt legitimierte die Beherrschung des Männlichen über das Weibliche, führte zu Sklaverei und Inquisition, führte zur kolonialen Kontrolle der ‚Dritten‘ durch die ‚Erste Welt‘ und zur Zerstörung des ‚Wilden‘ im Namen des Kulturellen. Die Folge waren Jahrhunderte, die von Rassismus, Klassenherrschaft und Sexismus geprägt waren. Gleichzeitig wurden Dominanz, Kontrolle und Ausbeutung zu den tragenden Werten des westlichen Humanismus gegenüber der Natur, mit der keine psychische oder spirituelle Verbindung mehr möglich war.

Gleichzeitig entstand durch diese Verschiebung der Werte und die Entheiligung der Natur, die Entheiligung der Frau und die Entheiligung der Sexualität die tiefste Wunde und Traumatisierung des westlichen Menschen – Mann wie Frau: Nämlich das Gefühl, von der Natur abgetrennt zu sein, kein Teil des großen Ganzen zu sein, sondern statt dessen ‚besser als Natur‘ dieselbe zu beherrschen. Dieses Gefühl, alleine zu sein, nicht angebunden, nicht in grundsätzlicher Verbundenheit beeinflusst nicht nur unsere moderne Geschlechterbeziehung, sondern ist auch der tiefste Grund für die gesamte moderne Konsumkultur: Wir stopfen uns mit Konsum voll, um das

nicht stopfbare Loch mangelnder Verbundenheit mit Ersatzprodukten zuzuschütten.

Die Entheiligung der äußeren Natur geht zudem einher mit der Entheiligung der inneren Natur. Was wir draußen als wild ablehnen, lehnen wir auch in uns ab. D.h. alles körperliche, unkontrollierbare, instinktive galt und gilt als schlecht, alles Geistige, Kontrollierte gilt als gut. Aber unser Körper ist Natur, ebenso unsere Sinne, Tränen und Gefühle. Und die wilde Natur, welche die Zivilisation in der äußeren Welt zerstört und in Reservate einzäunt, spiegelt sich in der Zähmung der eigenen Wildheit. Sigmund Freud hat in diesem Zusammenhang vom ‚Es‘ gesprochen, daß durch das rationale Ich und das kulturelle Über-Ich kontrolliert wird: In einem berühmten Vergleich beschreibt er das ‚Es‘ wie eine Wildnis als sumpfiges, morastiges Gebiet, das erst durch die Ich-Entwicklung urbar gemacht wird. An anderer Stelle bemüht er den Vergleich des bockenden Wildpferdes, das an die Leine gelegt und ‚gezähmt‘ werden muss. Diese Metaphern spiegeln das Verhältnis der Moderne zur Natur des Körpers, männlich wie weiblich.

Was im Außen an Verbundenheit mit Natur geschah, was im Außen an Kontrolle über ‚das Wilde‘ vollzogen wurde, spiegelt sich in unserem Inneren: Auch die eigene instinkthafte Natur – die Emotionen, die Sexualität, die Sinnlichkeit – sind ‚trockengelegt‘ oder ‚gezähmt‘ worden. Der Kontrolle des Außen, folgte die Kontrolle des ‚Innen‘. Wir sind von der eigenen Natur abgetrennt. Auch im eigenen Körper gilt kulturell und moralisch: Vom Kopf bis zur Gürtellinie ist alles im grünen Bereich, unterhalb davon beginnt die ausgegrenzte und kontrollierte rote Gefahrenzone. Wie aber sollen wir Verbundenheit mit der Natur aufbauen, wenn wir von unserer eigenen Wildnis so abgetrennt worden sind?

Das Fazit dürfte lauten:

Die Beziehung des modernen Menschen zur Natur ist alles andere als normal, sie trägt vielmehr krankhafte Züge: „Der Zustand der Welt ist Ausdruck unserer Beziehung zu derselben“, sagt der Psychologe und Visionssuche-Leiter Wernher Sachron: „Ist diese Beziehung krank, dann ist auch unsere Welt krank, dann sind auch wir selbst krank“².

Und damit ist eigentlich auch das Verhältnis zwischen Mann und Frau krank. Die Psychologin Alexandra Schwarz Schilling sagt deshalb:

Ich denke, dass ganz viele der Krisen, die sich heute manifestieren, die schwer gestörte Beziehung zwischen dem Männlichen und dem Weiblichen als Grundlage haben und auch ganz konkret zwischen Mann und Frau. Ich glaube, dass wir tatsächlich eine große Beziehungskrise haben. Angefangen mit der Beziehungskrise Mensch-Erde, aber eben auch Mensch-Mensch und insbesondere Mann – Frau sind die Krisen sozusagen unübersehbar. Und neue Konzepte wollen geboren werden, neue Liebeskultur will entstehen.

Zunächst aber scheint es darum zu gehen, die krankhafte Situation in der wir uns in unserem Naturverständnis und in unserer Geschlechterbeziehung befinden, anzuerkennen. Wir stehen hier nicht vor einem individuellen Problem, sondern vor einem historischen, philosophischen und kulturellen Problem, das von einem Paar gar nicht bewältigt werden kann. Zwar spiegelt sich dieses kulturelle Thema in fast allen Partnerschaften und lässt uns glauben, nur wir persönlich hätten es. In Wirklichkeit aber ist das Scheitern der Liebe aber nur der jeweils individuelle Ausdruck einer viel grundlegenden krankhaften Entwicklung und kulturellen Matrix.

Die Beziehungsforscherin Dolores Richter sagt dazu:

Das heißt, dass wir uns im Moment damit beschäftigen müssen, was in den 5000 Jahren Kulturgeschichte passiert ist und welche Traumatisierungen stattgefunden haben. Und es hat z.B. ein ganz starker Verschluss des weiblichen Schoßes stattgefunden, weil jetzt mal von der Religion her, die weibliche Sexualität ja nicht gerade gewertschätzt wurde, sondern verbannt wurde: „Wenn, dann halt fürs Kinderkriegen ...!“ Die Heilung geschieht natürlich auf einer individuellen Ebene, aber auch auf einer kollektiven. Und dafür ist es wichtig, dass wir ein gesellschaftliches Bewusstsein dafür erarbeiten, weil das ein Mann und eine Frau nicht miteinander lösen können. Die sind heillos überfordert.

Hier sagt Dolores Richter etwas ganz wesentliches. Sie betont die Folgen dieser Jahrtausende währenden Traumatisierung, die ja beide Geschlechter betraf. Die modernen Theorien zum Geschlechterverhältnis besagen: Männer konnten Ihre Rollen als Krieger, Ausbeuter, Beherrscher, Kontrolleure, Herrscher, Unterdrücker nur dann leben, wenn sie ihr Herz verschlossen haben; nicht mehr fühlten, sondern nur noch funktionierten – und ihr Gefühlsleben von der Reaktion und Resonanz der Frau abhängig machten.

Die Frauen aber konnten die Jahrtausende währende Abwertung, Erniedrigung, Gewalt und den Missbrauch nur aushalten, indem sie ihren Schoß verschlossen, indem sie sich mehrheitlich aus der Sexualität zurückzogen und sich schützten. Was in der Konsequenz für heute bedeutet, dass Männer vor der Herausforderung stehen, ihr Herz zu öffnen und Fühlen zu lernen. Und Frauen vor der Herausforderung stehen, die sexuelle Traumatisierung zu bearbeiten und zu einer selbstbestimmten Sexualität zu finden. Das wäre der Heilungsweg aus 5000 Jahren des Patriarchats.

² Sachron, Wernher.: Vision Quest. Einsames Fasten in der Wildnis, in: Connection special, a.a.O., S. 93

Vortrag Teil III

Geseko:

- Große Lüge "Wir sind etwas anderes als Natur (Foster / Little)
- Grundtrauma: Wahrnehmung des Abgetrenntseins von der lebendigen Welt
- Verwechslung: in der Partnerschaft mit Mann/Frau über den Partner Anbindung und Ganzheit zu gewinnen
- Scheitern dieser Erwartung, weil beide bedürftig sind und das suchen, was der andere nicht geben kann, weil er/sie es selber sucht
- eigene Rückbindung an das 'Große Ganze' unerlässlich
- eigene Intimität mit dem Heiligen als Voraussetzung für gesunde Mann-Frau-Beziehungen
- aus eigener Verbundenheit lieben lernen
- Heilungsarbeit in solidarischer Verbindung mit dem eigenen Geschlecht (Männergruppen, Frauengruppen)
- Anerkennung, dass wir sonst erfolglos versuchen partnerschaftlich eine kulturelle Fehlentwicklung zu erlösen und daran scheitern

Wir haben bis hierhin von den historischen, kulturellen, mythologischen und spirituellen Grundlagen im Beziehungsdreieck Mann – Frau – Natur gehört. Wir haben erahnt und draußen vielleicht auch erfahren, wie wir die Natur in der Tiefe als Weiblich wahrnehmen. Wir haben vielleicht auch erkannt, wie sehr uns diese Sichtweise verloren gegangen ist, wie sehr wir in unserem Wahrnehmen die Natur instrumentalisieren und entheiligen haben. Wir haben erforscht, was das mit unserem Umgang mit der Natur macht und wie es unsere Art zu Lieben beeinflusst oder weitgehend unmöglich macht. Wir haben uns mit alten Mythologien wie der Wolfsfrau und dem Grünen Mann beschäftigt,

die uns andere Bilder des ‚Naturseins‘ anbieten können.

Und wir haben in Ausführlichkeit gehört, wie die patriarchale Kultur diese alten Weltbilder bis an die Wurzeln zerstört hat und inwieweit die Abwertung der Natur dazu geführt hat, alles was der Natur angeblich ‚näher‘ sei, ebenso zu entwerten und zu instrumentalisieren: den Körper, Sexualität, Frauen, Naturvölker, Farbige usw.. Und wir haben festgestellt, welche tiefen Wunden das in unser männliches und weibliches Selbstbild und unsere Identität geschlagen hat. Wunden, die zu Traumatisierungen wurden und bis heute in den Beziehungsalltag hineinwirken.

Wenn wir also nach Heilung suchen wollen, scheint es darum zu gehen, diese tiefen Wunden zu identifizieren, zu schauen, was unter all dem Vordergründigen kranken Beziehungsgefüge zwischen Mensch – Natur und Mann und Frau liegt. Die meines Erachtens tiefste Verletzung, das tiefste Trauma, das so tief ist, dass wir es in der Regel gar nicht mehr wahrnehmen, ist die tiefe Abtrennung von der Natur. Wir glauben, dass wir etwas anderes als Natur sind. Wir sind kulturell so konditioniert, dass wir der Überzeugung sind, uns Kraft unseres Bewusstseins von der Natur ‚befreit‘ oder ‚emanzipiert‘ zu haben. Wir erkennen vielleicht widerwillig an, dass uns die Evolution mit der Natur verbindet, aber wir halten uns für etwas höheres, für ‚weise‘ (homo sapiens sapiens) und benennen die Welt um uns herum als ‚Um‘welt, als sei sie etwas was um uns herum ist, wo wir aber nicht dazu gehören. Dieses Paradigma der Abtrennung, des Getrenntseins herrscht in unserem Bewusstsein und wird durch die Geschichte vom Rauswurf aus dem Paradies symbolisiert. Seitdem arbeiten wir daran, ins Paradies zurückzukehren, sei es das technische Paradies, sei es das Konsumparadies, sei es die Zeit, die in den letzten Paradiesen im Urlaub verbracht werden kann, sei es – darauf komme ich später zurück – das Beziehungsparadies.

Diesen Mythos – getrennt zu sein, allein zu sein im Universum, nicht verbunden zu sein – nennt der Psychologe und Initiationsmentor Steven Foster ‚die große Lüge‘. Ob religiös oder wissenschaftlich entspricht sie nicht den Tatsachen, sagt er und immer mehr Sozial- und Naturwissenschaftler: Wir sind Natur, Mensch-Natur. Und wir sind zutiefst in die natürlichen Rhythmen und Kreisläufe der Natur eingespinnen und integriert. Wir atmen Kohlendioxid aus, was der Baum einatmet und atmen Sauerstoff ein, die der Baum uns zuatmet. Da gibt es eigentlich keine Trennung zwischen Mensch und Natur. In uns ist Wasser, das schon Gletschereis in Patagonien war, unsere Knochen bestehen aus dem Kalk von Muscheln, die auf den Meeresboden zu Sedimenten wurden und sich dann zu Gebirgen erhoben. Wir könnten nicht ohne Natur leben. Nähmen wir das Natürliche aus uns heraus, wären wir nicht mehr vorhanden. Wir sind natürlicher Lebensraum für Bakterien und Viren. Wir sind Natur und damit heiliger Teil eines heiligen Gewebes, des erdumspannenden Lebensnetzes. Mit anderen Worten: Der Mythos unverbunden zu sein, ist eine ‚große Lüge‘

Trotzdem glauben wir an diese große Lüge, die uns alleine fühlen lässt, einsam, die an der Wurzel der Religionen liegt, die uns mit etwas anderem verbinden wollen. Die uns leer fühlen lässt, worauf hin wir uns mit Produkten füllen, um die innere Leere zu füllen, was aber nicht funktioniert.

Die Hirnforschung hat nun herausgefunden, dass wir Menschen, die die ersten neun Monate ihrer Existenz in einem Raum der symbiotischen Verbundenheit leben und wachsen, eigentlich nur mit zwei Grundbedürfnissen auf die Welt kommen, in denen die Grunderfahrung der ersten neun Monate sich fortsetzt:

Das Bedürfnis nach Verbundenheit und das Bedürfnis nach Wachstum in Freiheit und Autonomie. Als ich den Hirnforscher und Neurologen Gerald Hüther fragte, wie sich

das denn verbinden ließe – das Bedürfnis nach Verbundenheit und das Bedürfnis nach Autonomie, da erinnerte er mich daran, dass man diesen Zustand, in dem diese polaren Kräfte zusammen kommen, mit dem Wort ‚Liebe‘ beschreibt. Womit wir wieder beim Mann-Frau-Verhältnis wären.

Erst langsam begreifen Psychologen und Philosophinnen, Paartherapeutinnen und Beziehungsforscher, dass der kulturelle Verlust von Verbundenheit, unser gleichzeitiges Grundbedürfnis nach Verbundenheit und die Dynamik der Paarbeziehungen eng miteinander verwoben sind. Die These ist eigentlich ganz naheliegend und simpel. Es setzt sich im Modernen Denken nämlich die Einsicht durch, dass wir Menschen in der Regel die Verbundenheit mit dem Lebensnetz, mit dem großen Ganzen, vielleicht auch die spirituelle Ganzheitserfahrung mit dem verwechseln, was wir von unserem Partner oder der Partnerin erwarten. Und das wäre eine Erkenntnis von dramatischer Bedeutung. Es würde nämlich heißen, dass wir eigentlich einen Wunsch haben, als Individuum, als Wesen, als Seele Teil der großen Ganzen zu sein. Dass wir dann aber dieses große spirituelle Bedürfnis auf Partner oder Partnerin projizieren – und zwar gegenseitig. Mit der Folge, dass unser geliebtes Gegenüber, der oder die unter dem gleichen Mangel leidet, davon völlig überfordert ist. Und mit der Folge, dass wir uns gegenseitig aus der Not zu retten haben, das Grundtrauma der Abtrennung überwinden zu können und wir den anderen ‚brauchen‘ um diesen Grundschmerz nicht mehr wahrnehmen zu müssen. Aus dieser Dynamik entsteht Bedürftigkeit, Abhängigkeit, zwangsläufig Enttäuschung, Vorwurf, Aggression, schlimmstenfalls Trennung und der Versuch, die ersehnte Verbundenheit woanders zu finden – und dann wieder zu scheitern.

Die Beziehungsforscherin Dolores Richter nennt diese Dynamik ‚die Verwechslung des Tropfens mit dem Meer‘! Dieses Bild

beschreibt sie so, ich zitiere aus einem ihrer Vorträge:

Wir Menschen sind wie die Tropfen des Meeres, Teile eines großen lebendigen Ganzen. Tropfen für Tropfen für Tropfen bildet eine Welle, Welle für Welle für Welle bildet den Ozean, das Meer.

Stell dir vor, dass einer dieser Tropfen vergisst, dass er Teil des Meeres ist... und ernsthaft denkt, dass er allein unterwegs ist auf seiner Reise. Dass er allein für sein Überleben sorgen muss...

Er weiß nichts von der Welle, und weiß nichts vom Meer.

Er muss ständig etwas TUN, um jemand zu sein, muss bestimmte Eigenschaften haben, um geliebt zu werden...

Dieser Geisteszustand ist leider Fakt. Der massive Zuwachs an Menschen mit Depressionen, Stress, mit mangelnder Selbstliebe hat diese Ursache:

Dass wir uns als Tropfen herausgelöst haben aus unseren Zusammenhängen und versuchen, es alleine zu schaffen.

Und wir versuchen es mit aller Kraft so zu schaffen, dass keiner merkt, was in unserem Inneren wirklich los ist!

Für die Liebe heißt das:

Die romantische Liebeskultur des Abendlandes besteht darin, dass zwei isolierte Tropfen voreinander stehen, sich in die Augen schauen, und sich für die Welt halten.

Das ist das Drama, in dem sich unsere Seelen und unsere Beziehungen befinden.

Der Tropfen sucht ja, ohne es zu wissen, das Meer.

Da er vergessen hat, dass er selbst das Meer ist, glaubt er, in dem anderen Tropfen das Meer zu finden. Dieser männliche Tropfen da sieht dem täuschend ähnlich, was ins meiner Seele so dringend nach Erfüllung brennt. Dieser hat aber selbst seine Herkunft vergessen und sie ebenso in dem vor ihm stehenden Tropfen zu finden

gehofft. Es stehen zwei Suchende voreinander.

Sie haben eine ganze Zeitlang das Gefühl, sich gefunden zu haben, denn tatsächlich suchen sie ja dasselbe.

Erst nach einiger Zeit schleicht sich die Ahnung ein, dass der andere doch nicht die Antwort gibt auf das, was in ihrer Seele wirklich brennt.

Und das ist die Sehnsucht nach dem Meer!

Und diese Erkenntnis ist der größte Beitrag zur Heilung der Liebe.

Das ist die spirituelle Praxis in Beziehungen.

Die Tropfen erkennen die Wirklichkeit, unsere ewige unverbrüchliche Zugehörigkeit zum Ozean. Sie spüren ihre ewige Zugehörigkeit zum „Meer“: zur Erde, zur Menschengemeinschaft, zu allen materiellen und nicht-materiellen Wesen. Dies ist der Moment des großen Aufatmens. Es fällt automatisch Stress ab, das Leben entspannt sich.

Frauen erkennen, dass der eine Mann, der vor mir steht(oder von dem ich mir wünsche, dass er in mein Leben kommt), mir mein Verlangen nach Zugehörigkeit, Sinn, nach einem Gegenüber, nach Sicherheit, gemeinsamen Wachstum... nicht erfüllen kann, wenn er sein eigenes Zuhause, seine Verbindung mit dem „Meer“ vergessen hat.

Was unsere Aufgabe hier ist, ist ähnlich wie bei Saint Exupery:

Verbinde dich selbst mit der Sehnsucht nach dem Meer und offenbare sie.

Wahrscheinlich wirst du entdecken, dass er sie teilt,

und ihr könnt gemeinsam den Weg der Rückverbindung gehen.

Da, wo ich bisher den Spiegel meiner erfüllten oder unerfüllten Bedürfnisse gesehen habe, sehe ich nun den Menschen, der vor mir steht.

Wenn dies zutrifft, kann ich lieben, was ist, und lassen, was nicht ist.

Diese Liebe ist nicht mehr gebunden an Äußerlichkeiten, und sie ist verlässlich! Dauerhaft! Diese Liebe ist unabhängig von Liebeserklärungen und Erwiderungen. Und diese Liebe nährt mich. Meine eigene Liebe nährt mich!

Diese Einsicht, dass wir da in unserer verzweifelten Suche nach dem Meer, nach der Verbundenheit immer wieder in einem Missverständnis landen, führt logischerweise dazu, dass wir aufgerufen sind, dass ersehnte Gefühl der Verbundenheit dort zu suchen, wo wir es finden können: Und das ist die Verbundenheit mit der Natur. Und es ist die Verbundenheit mit einem ‚größeren Ganzen‘ was wir in der spirituellen Praxis suchen.

Wir sind aus der initiatorischen Arbeit her zu tiefst davon überzeugt, dass tiefe Naturerfahrung wie von alleine den verloren geglaubten Raum der Anbindung und Verbundenheit mit dem Lebensnetz öffnet. Viele kennen das aus der eigenen Erfahrung, wie sehr es hilft, aus einer Stimmung der Überforderung, des Stresses, des Streits oder der inneren Instabilität hinaus in die Natur zu gehen, und wenn es nur ein Spaziergang ist, der uns dann meist stabilisiert, in die Anbindung an das größere bringt und neu zurückkehren lässt. Wer – wie beim Ritual der Visionssuche für vier Tage und vier Nächte draußen in der Natur bleibt, öffnet dieses Gefühl noch einmal tiefer.

Und im Gegensatz zu den Naturvölkern, für die das Leben in der Natur eine existentielle Selbstverständlichkeit war, kann es für den modernen Menschen darum gehen, einen Schritt zurückzugehen und sich erst einmal wieder als Naturwesen zu erfahren. Indem die TeilnehmerInnen eines Übergangsrituals ihre technologische Überlegenheit und all die Hüllen, mit denen sie sich vor der Natur schützten, ablegen, erleben sie sich als natürliche Wesen unter anderen Naturwesen. Angesichts der Tatsache, dass die Entwicklung eines nachhal-

tigen ökologischen Lebensstils zu den wichtigsten Aufgaben gehört, die in diesem Jahrhundert vor uns liegen, bekommt die *Erfahrung, sich als Teil der Natur zu erleben*, hier auch eine immense politische Bedeutung. Wer sich zutiefst als Teil erlebt und in Respekt vor anderen Lebensformen Tage in der Natur verbringt, kann danach nicht mehr so tun, als habe die Umwelt nichts mit ihm zu tun.

Damit führt eine solche Erfahrung ethisch und philosophisch zu einem tiefen Wertewandel, indem die TeilnehmerInnen die Welt nicht mehr als *Umwelt* wahrnehmen sondern als *Mitwelt* erleben. Sie hat damit eine unmittelbare ökopädagogische Wirkung – sie verstärkt nachhaltiges Handeln. Wer eine derartige Erfahrung macht, wird damit auch *in ein viel größeres holistisches Weltbild initiiert*: Wer sich solchen ritualisierten Naturerfahrungen aussetzt, *überschreitet die Grenze des Anthropozentrismus*, der unsere Kultur seit Hunderten von Jahren prägt. Man/frau erfährt sich selbst in seinem oder ihrem ‚ökologischen Selbst‘: Man/frau ist zwar Individuum, aber gleichzeitig Teil eines viel größeren Organismus oder Systems.

Das gilt auch für die Heilung des Verhältnisses zwischen Männern und Frauen. Wer sich in solcher Form an das Größere Ganze anbindet, geht anders genährt in den Kontakt zu der oder dem Liebsten. Er agiert aus der Verbundenheit, nicht aus der Not der Verlorenheit. Daraus folgt die Aufforderung sich immer wieder, vielleicht täglich mit der Natur rückzuverbinden, um in kreativer Weise beziehungsfähig zu werden, zu sein und zu bleiben.

Ähnliches gilt für die spirituelle Disziplin, die ja eine eigene Art der Kontaktaufnahme mit etwas ist, was uns alle übersteigt und verbindet. Auch das also ist ein Weg in das ersehnte Gefühl der Verbundenheit. Die afrikanische Heilerin Sobonfu Somé, die in Deutschland immer wieder Kurse anbietet, um die Weisheit ihres Volkes der

Dagara im westafrikanischen Burkina Faso weiterzugeben, geht da so weit zu sagen, dass Menschen, die ihre Beziehung zu dem Heiligen nicht entwickeln und nähren, auf dem zwischenmenschlichen Bereich weitgehend beziehungsunfähig bleiben. Die ‚Intimität mit dem Göttlichen‘, sagt sie, steht vor der Beziehung und Intimität zum Partner. Auch hier gilt, dass die Anbindung an das Größere gestillt sein sollte, bevor wir uns in die Bezogenheit zu unserem Partner oder Partnerin begeben. Auch hier besteht nämlich die Gefahr der Verwechslung, des Tropfens mit dem Meer. Und sicher gilt trotzdem auch: Wer das Göttliche, das Heilige, das Übergeordnete nicht liebt, kann auch nicht sein Gegenüber als heilig, als göttlich sehen.

Zudem kann sich die spirituelle Erfahrung auch in der Natur ergeben: Statt einem abgetrennten Gott im Himmel, ermöglicht die Naturarbeit eine Spiritualität, in der das Heilige in jedem Gegenstand und in jedem Lebewesen erfahrbar wird. Dabei ist die Erde ebenso heilig wie der Himmel, der menschliche Geist ebenso heilig wie der Körper – was für eine Befreiung nach Jahrhunderten, in denen die Trennung von der Natur sich in der Abgetrenntheit von unserer eigenen körperlichen Natürlichkeit und Erotik spiegelte. Der Zugang zum Heiligen ist bei diesem Erfahrungsweg völlig individuell und wird in eigenen Zeremonien und Ritualen vollzogen und bestärkt. Daraus entstehen viele individuelle Gott/Göttin-Bilder, die keiner Dogmatik unterliegen. Die Begegnung mit dem Größeren beruht auf unmittelbarer Erfahrung – sie ist damit ein Weg der Mystik. Das Bild des Göttlichen kann dabei genauso männlich, wie weiblich sein. Solche Erfahrungen lassen sich als ‚heidnisch‘, ‚schamanisch‘ oder ‚atheistisch‘ diskriminieren – diese Kritik stimmt aber nicht, weil die in der Natur erfahrbare Spiritualität christliche Ansätze nicht ausschließt und genauso anerkennt, wie alle anderen spirituellen Traditionen.

Der Auftrag wäre auch hier, aus der eigenen Verbundenheit heraus lieben zu lernen. Dafür gibt es wenige Vorbilder und man hat es uns nicht wirklich beigebracht. Deshalb fällt es uns auch so enorm schwer und wir fallen immer wieder aus dieser tieferen Verbundenheit heraus und suchen sie bettelnd und flehend beim Partner oder der Partnerin. Der Weg in diese tiefere Verbundenheit ist ein lebenslanger Übungsweg. Das gegenwärtige Scheitern ist ein Teil davon, um das nächste mal besser zu scheitern.

Wie aber kann dieser Erkenntnisprozess und auch die Phasen des Scheiterns, die Phasen der Bedürftigkeit, die Phasen des Griffs nach dem Strohalm, der uns retten könnte so gestaltet sein, dass es uns nährt und das wir weiterkommen?

Da hat sich über die Erfahrungen von 50 Jahren Frauenbewegung und ca. 25 Jahren Männerbewegung gezeigt, dass die größte Hilfe auf diesem Weg die Rückbindung an das eigene Geschlecht ist. Alle Männer sind dieser Dynamik ausgesetzt und anders alle Frauen. Die Heilung scheint nicht über das andere Geschlecht zu funktionieren, die Heilungsarbeit, die aus Anerkennung, Ehrlichkeit, Öffnung besteht und in möglichst sicheren mitfühlenden, emphatischen Zusammenhängen geschützt sein soll, geschieht in geschlossenen Männergruppen und Frauengruppen. Da erfährt der einzelnen Mann, dass er mit seinen Herausforderungen, mit seinen Sehnsüchten und Bedürftigkeiten nicht alleine ist, sondern sich seine Geschichte in den Geschichten der anderen Männer spiegelt. Das gleiche gilt für die Frauen, die jenseits von Urteilen oder Vorwürfen sehen können, wie das eigene Thema in dieser Kultur ein Thema aller Frauen ist.

Zudem hatten wir gestern gehört, dass die Traumatisierungen des Männlichen und des Weiblichen unterschiedlich gestaltet sind. Die Männer haben in 5000 Jahren Patriarchat weitgehend verlernt zu fühlen.

Sie spüren ihre Gefühle kaum, können nicht leicht wirklich lieben. Das Herz, ihr empfangendes Organ in der männlich-weiblichen Polarität, ist verschlossen, eingepanzert, verhärtet, unempfindlich. Wenn diese Erfahrung unter Männern eingestanden, beschrieben und artikuliert werden kann, entsteht Solidarität und Brüderlichkeit. Wenn Gefühle in diesem Feld angstfrei fließen können, wächst der einzelne Mann über sich hinaus. Er verbindet sich mit seiner eigenen Geschlechtsidentität und kann aus diesem Raum verbessert in Begegnung zur Frau gehen.

Und die Frauen, die nach dieser Sichtweise in ihrem empfangenden Organ, ihrem Schoss, schwer traumatisiert sind, haben in geschützten Frauengruppen die Möglichkeit, diese hoch sensiblen Themen von Verletzung, Angst, Ablehnung, Rückzug, Kontrolle zu thematisieren und miteinander zu heilen. Dafür haben sich in der neuen Frauenbewegung ganz eigene Heilungsformen gebildet, wo Frauen für Frauen so etwas wie ‚Schoßraum-Heilung‘ anbieten, in denen in behutsamer Körper- und Berührungsarbeit Traumata aufgespürt, bearbeitet und aufgelöst werden.

Geschieht das nicht, besteht das Risiko, zu scheitern. Denn die Paarbeziehung allein ist hoffnungslos darin überfordert, zu zweit eine kulturelle Fehlentwicklung zu erlösen und muss scheitern.

Das Szenario, was sich aus solchen Bildern ergibt, ist ein ganz anderes, als in den vergangenen Jahrhunderten. Es macht es denkbar, dass Männer sich jenseits der Stammtische solidarisch begegnen und ihre kollektiven Themen teilen und emphatisch bearbeiten. Es macht denkbar, dass Frauen ohne Schuldzuweisungen miteinander teilen, wo sie verletzt wurden und in einem Kreis von Schwesternschaft auf die Suche gehen, wie Heilung möglich ist. Das schon mal ist ein gänzlich anderes Bild wie die gewohnte Konkurrenz zwischen Männern und unter Frauen.

Es lädt dazu ein, die geschlechtsspezifischen Themen selbst an die Hand zu nehmen anstatt sich vom Partner retten zu lassen. Es öffnet die Option, dass Männer und Frauen sich als mit der lebendigen Erde verbundene Wesen gegenseitig nähren und ergänzen können, ohne abhängig zu werden. Das könnte der Zugang in eine neue ‚Liebeskultur‘ sein.

Vortrag Teil IV

Geseko:

- ganzheitlicher ökologischer Ansatz jenseits des Anthropozentrismus (ökologisches Selbst)
- ‚Ich bin Natur‘, ‚Ich fühle, also bin ich‘ (Amo ergo sum)
- fühlender, sinnlicher, emotionaler Naturbezug als Rückbindung und Öffnung der eigenen Wildnatur, bevor die Wildnis wirklich geschützt werden kann und nicht mehr verdrängt werden muss ("Die Wiederentdeckung der sinnlichen Erde")
- Pan-Erotik, Anziehung als Schöpfungs-Prinzip,
- Kooperation statt Konkurrenz, ‚Prinzip Partnerschaft‘ als Grundwert
- kurz: partnerschaftliche Ansätze im westlichen Denken
- kurz: Hinweis auf Gaia-Theorie als moderne Rückbindung an archaische Göttin

Wir haben eine ziemlich weite Reise gemacht in den letzten zwei Tagen. Wir haben Themen miteinander verknüpft, die uns normalerweise wie getrennte Welten erscheinen:

- Wir haben das Verhältnis zwischen den Geschlechtern erforscht, wir haben das Geschlecht der Natur gesucht,
- wir haben unsere männliche oder weibliche Beziehung zu dieser Natur erforscht, wir haben uns selbst als diese Natur erlebt,
- wir haben zu ahnen begonnen, wie unsere männliche und weibliche Identität unser Verhältnis zur Erde geprägt hat und immer noch prägt,
- wir haben vielleicht erahnen können, wie historische Traumatisierungen sich in unserem Handeln

gegenüber der Um- oder besser Mitwelt niederschlägt,

- wir haben spüren können, wie wir eine Welt schaffen, die unserem inneren Sein entspricht und wie wir eine andere Welt erschaffen könnten, wenn wir uns innerlich wandeln

Wir haben insgesamt – wie Ursula eben ausgeführt hat - uns einer umfassenden Beziehungskrise gestellt. Der Krise einer Beziehung zu uns selbst, der Krise einer Beziehung zwischen Mann und Frau, die Krise einer Beziehung zwischen Mensch und Natur. Und wir haben mit diesem Blick auf die Realitäten auch so etwas wie Heilungsarbeit an uns und an der Kultur geleistet, indem wir miteinander verborgenes aufgedeckt, ins Bewusstsein gehoben und damit erst veränderbar gemacht haben. Jetzt gilt es, nach Wegen zu suchen, wie wir diese Einsichten wie bunte neue Fäden in den Teppich des Alltags einweben, der Tag für Tag weiter wächst. Dafür gibt es kein Rezept, sondern eigentlich nur Impulse, Erinnerungen, vielleicht auch Übungen. Ich will versuchen ein paar davon zu erwähnen:

Die erste grundlegende Erkenntnis ist vielleicht unsere Arbeit an unserer ‚Beziehungsfähigkeit‘. Die Beziehung zum Ich will Heilung. Hier scheint es im Kern darum zu gehen, die Vorstellung von diesem Ich in uns zu verändern. Statt uns als isolierte, abgetrennte Individuen wahrzunehmen, die in einem sinnlosen materiellen Universum um Überleben und die Befriedigung ihrer isolierten Bedürfnisse ringen, braucht es einen Übungsweg von einer solchen angenommenen Realität in eine viel umfassendere Wirklichkeit. Dieser Weg, der vielleicht lebenslang zu begehen und zu erforschen ist, ist uralte und will uns erkennen lassen, dass die Isolation eine Art optische Täuschung unseres Bewusstseins ist, dass wir eigentlich zutiefst die Natur selber sind, von der wir uns so getrennt

wähnen. Das ‚abgetrennte Ich‘ ist wie auf einer Insel isoliert. Und aus dieser abgetrennten Position hat es das Bedürfnis nach Schutz und Kontrolle, nimmt sich selbst als bedroht wahr und sieht sich selbst als Wichtigstes der Welt. Das ist es, was der Begriff ‚Anthropozentrismus‘ meint: Der Mensch, der ‚Anthropos‘, ist im absoluten Zentrum der Wahrnehmung. Alles andere erscheint zweitrangig und dient entsprechend eigentlich nur der menschlichen Existenz. Darin liegt eine der zentralen Wurzeln der Fehlentwicklung in unserem Verhältnis zur Erde – und wahrscheinlich auch eine der zentralen Wurzeln der Probleme in der Beziehung des patriarchalen, aber isolierten Mannes zur Frau. Der Weg einer Transformation ist eindeutig: Wir müssen vom ‚abgetrennten Ich‘ zum ‚verbundenen Ich‘ kommen.

Der tiefenökologische Philosoph Arne Naess hat in diesem Zusammenhang vom ‚ökologischen Selbst‘ gesprochen, jenem Teil unserer Identität, das weiß, dass wir größer sind als das ‚hautumkapselte Ego‘, dass unsere Körper zu 70% aus Wasser bestehen, das wir einatmen, was der Baum ausatmet, dass die Nahrung die wir zu uns nehmen, verwandeltes Sonnenlicht ist – kurz, dass wir zutiefst eingebunden sind in ein dichtes Gewebe aus Information, Energie und Materie, die durch uns fließt und uns mit allem verbindet. Der systemtheoretische Ansatz spricht von Interdependenz, also gegenseitiger Abhängigkeit, aller Phänomene. Der Buddhismus nennt es ‚Codependent Arising‘ – gegenseitig bedingtes Entstehen. Da gibt es also viele alte und zeitgenössische Weltbilder, die durchaus andere Metaphern anbieten, als das westliche Weltbild der letzten 400 Jahre.

Die anthropozentrische Haltung der Isolation lässt Weltbilder entstehen, in denen der Mensch zum Opfer eines Ringens um Gut und Böse, richtig und falsch wird – es ist eine Welt des Kampfes des Lichts gegen die Dunkelheit. Die anthropozentrische Haltung muss zugleich den Mensch erhöhen, ihn besser machen als die sündhafte

Welt, der wir eigentlich entfliehen wollen zum Guten, Lichten, Reinen. Es sind dualistische Weltbilder, die zweiteilen: Mensch / Natur, Licht / Dunkelheit, gut – böse. Ein verbundene Haltung aber ist jenseits davon, sie entspricht vielleicht am ehesten einem ganzheitlichen Mystischen Zugang zu uns selbst und der Welt als etwas Ungetrenntes. Wenn uns das immer klarer wird, dass die Welt zumindest unsere Geliebte ist, eigentlich aber unser größeres Selbst, dann handeln wir aus einer ganz anderen Sicherheit, Verbundenheit und Liebe.

Wir alle wissen, dass diese Wahrnehmung immer wieder wegrutscht, weil unsere inneren Stimmen uns so beschäftigen, dass wir diese grundsätzliche Verbundenheit schlicht vergessen. Die Ökophilosophin Joanna Macy spricht dabei von der ‚Wiederentdeckung der sinnlichen Erde‘ und erinnert damit an unseren sinnlichen Bezug zum Lebensnetz. Die Philosophin Christine Kessler verdichtet es auf den Satz ‚Amo ergo sum‘ – ‚Ich liebe, also bin ich‘ um die reine isolierte Abgetrenntheit des ‚Cogito ergo sum‘ – ‚Ich denke also bin ich‘, zu überwinden. Denn zuallererst ist die Verbundenheit, also das, was Albert Schweitzer bewogen hat zu sagen: ‚Ich bin Leben, das leben will, inmitten von Leben, das leben will.‘ Das Denken des menschlichen Wesens kommt erst in zweiter Linie zustande und es muss eingebettet sein in das große Beziehungsnetz aus Empathie und Liebe.

Als Weg dorthin und Erinnerung daran kann immer wieder darauf verwiesen werden, was wir hier geübt haben: Der Gang in die Natur, also die tägliche Praxis der Rückbindung, die enorm viel verändert. Und in der Natur selbst empfehle ich eine kleine Übung, die fast immer wirkt und funktioniert. Stehen Sie still im Wald oder Park oder in Feld und Wiese, schließen Sie die Augen und öffnen sie die Ohren. Lauschen sie auf das Lebensnetz, dass sie

umgibt. Nehmen sie sich als Mittelpunkt eines Universums aus Klängen wahr. Das Lauschen auf diese Klänge lässt die inneren Stimmen und Dialoge verstummen, weil es alle Aufmerksamkeit fordert. Und wenn sie herausrutschen und merken es, dann kehren sie zum Lauschen zurück. Bei den südafrikanischen Buschleuten, der vielleicht ältesten Kultur der Erde, ist diese Praxis des Lauschens die erste Sache, die Kinder gelehrt zu bekommen, um in die Präsenz für die wirkliche Welt zu kommen. Und dieser Weg steht uns täglich offen.

Und besonders nützlich ist diese Übung, wenn wir uns in der Beziehung zum Du verloren haben, wenn wir in die bedürftige Sehnsucht nach primärer Verbundenheit gefallen sind, die wir ja eigentlich in uns haben. Dann hilft die eigene Rückbindung an die Natur enorm

Größere denkbare Formate sind 24 Stunden in der Natur, eine Nacht unter freiem Himmel draußen. Das sind kraftvolle Rituale der Verbindung, der ‚Rückkehr zur sinnlichen Erde‘. Das größte Format ist die Praxis der ‚Visionssuche‘, für die wir ReferentInnen alle einsteigen, weil wir uns darin einig sind, dass das die kraftvollste Möglichkeit ist, sich wieder als Teil der lebendigen Welt wahrzunehmen, die eigene Natur zu spüren, sich in der eigenen Männlichkeit und Weiblichkeit zu spüren und in der Richtigkeit des eigenen Soseins zu verankern.

Der zweite wichtige Ansatz bei der Rückkehr zur ‚sinnlichen Erde‘ ist sicherlich eine vertiefte sinnliche Kontaktaufnahme zur Natur – und das bedeutet sowohl zur inneren Natur und Wildnis, wie auch ein körperlicher, sinnlicher Kontakt zur äußeren Natur und Wildnis. Die Kulturforscher Norbert Elias hat gesagt, dass sich der mit der lebendigen Welt verbundene Mensch heute in den ‚homo clausus‘ verwandelt hat, ein in sich verschlossenes und abgekapseltes, er sagt „meistens männliches Wesen“. Diese Prägung der Abkapselung versuchen wir alljährlich zu durchbrechen,

wenn wir in der Sonne baden oder ans Meer fahren, denn sie ist zutiefst unnatürlich. Diese Prägung bewusst als ‚Clausus‘ als ‚Käfig‘ wahrzunehmen und sich auf den Weg zu machen, diese Panzerung zu durchbrechen, ist ein lebenslanger Übungsweg.

Sinnlichkeit heißt berühren, sehen, riechen, schmecken, heißt angezogen sein, in Beziehung treten und fühlen. Sinnlichkeit liegt in der Form und Oberfläche eines Apfels, seiner Farbe, seines Geschmacks. Sinnlichkeit braucht Bewusstsein, dass den sinnlichen Reiz wahrnimmt und ist damit in der ganzen Natur der energetische Ausdruck der Emotionen lebender Wesen, die miteinander in Beziehung treten. Alles in der Natur - ob Mensch oder Insekt, Baum oder Bakterie, Fisch oder Vogel - nimmt wahr. Sinnesorgane unterschiedlicher Form und Sensitivität nehmen Sinnesreize aus der Umwelt auf und verarbeiten sie. Die ganze Natur ist ein dynamisches lernendes Netzwerk aus Reaktionen auf Sinnesreize. Was wir "Intelligenz der Natur" nennen, wurzelt in der Sinnlichkeit der Vielfalt des Lebendigen.

Sinnlichkeit ist auf unserer menschlichen Ebene zunächst eine Erfahrung jenseits sprachlicher Kategorien, die der ganze Mensch erfährt. Sinnliche Wahrnehmung ist eine Sensation, die sich einstellt, wenn wir intensiv in Beziehung treten, sei es zu den Farben eines Bildes, den Tönen einer Musik, im Kontakt mit der Natur oder in der Berührung eines anderen Menschen Haut an Haut. Sinnlichkeit ist unser Begriff dafür, uns mit der Welt zu verbinden, sie uns einzuverleiben, mit ihr zu verschmelzen.

Blumen rufen mit der sinnlichen Intensität ihrer Farben nach Schmetterlingen und Bienen. Neues Leben entsteht durch die direkte körperliche Begegnung. Sexualität, körperliche Instinkte und erotische Reize sind der unmittelbare ‚menschliche‘ Aus-

druck jener "erotischen" Energie von Anziehung und Kooperation, die das ganze lebendige Universum durchzieht. Selbst die Gravitation, die uns in der immer gleichen Nähe zur Sonne hält und die Stabilität ganzer Universen garantiert, ist ein Ausdruck von Beziehung, von Anziehung. Anziehung und Sinnlichkeit werden damit zur Antriebskraft aller Kooperation, zum Treibstoff der Evolution, zum organischen Motor alles qualitativen Wachstums. Theologen wie Matthew Fox sprechen deshalb von einer ‚Pan-Erotik‘, die weit hinaus geht über unsere viel zu enge Vorstellung von Eros und Sexualität. Und wenn Joanna Macy dazu auffordert, die Welt als ‚Geliebte‘ wahrzunehmen, berührt sie eine ähnliche Ebene.

Nicht ohne Grund wird die Entfaltung der Sinnlichkeit häufig gleichgesetzt mit dem Ausdruck von Lebensfreude. Statt die Intensität unserer sinnlichen Verbundenheit mit der Welt - mit der eigenen natürlichen Körperlichkeit, mit den Mitmenschen und der Mitwelt - "nur" als Gefühl oder emotionale Verblendung wahrzunehmen, kann die Sinnlichkeit auch verstanden werden als unmittelbarer Ausdruck einer Energie, die alles Leben durchfließt: der Lebensenergie, die unabdingbar ist für unser Wohlbefinden, unsere Achtsamkeit, unser inneres Wachstum und unserer seelischen und körperlichen Balance. Wenn wir mit all unseren Sinnen leben, sind wir - mit anderen Worten - angeschlossen und praktizieren "Partnerschaft", weil das ganze Leben durch uns fließt.

"Je größer die Skala unserer Sensibilitäten", so sagt der polnisch Philosoph Henryk Skolimowski, "umso reicher ist unser Leben und Erleben, umso reicher die Realität um uns herum". Das Verhältnis zwischen Mensch und Natur ganzheitlich zu erforschen bedeutet, sich der Sinnlichkeit unserer Wirklichkeit zu öffnen: Hingabe zu lernen, mit allen Sinnen zu erfahren, in jedem Geschmack, jeder Berührung, jedem Geruch und jedem visuellen Reiz den

Energie-Strom des Lebens zu fühlen, seine Wirkung auf unser Körper-Geist-System wahrzunehmen, zu genießen und den darin enthaltenen natürlichen Impulsen zu folgen. Je größer die Fähigkeit des Menschen wird, mit offenen Poren auf die sinnlichen Reize seiner Mitwelt zu reagieren, desto höher ist der Grad seiner Verbindung mit ihr. Der mit dem Lebensnetz verbundene Mensch ist der sinnliche Mensch.

Wie lässt sich diese Spur verfolgen? Ich denke es ist ebenso ein lebenslanger Weg, sich zu öffnen, Schutzmechanismen abzubauen, sich verletzlich zu machen. Das kann durch therapeutische Prozesse entstehen, durch körpertherapeutische Arbeit an der Panzerung unseres Körpers, durch öffnende Rituale und Übungen zwischen Männern und Frauen, wie sie von vielen Menschen in der Tradition des Tantra ausprobiert werden. All jene Praktiken dienen unserer Öffnung, dienen unserer Bezogenheit und Beziehungsfähigkeit zu uns selbst, zum Du, und zum größeren Ganzen, das wir auch Natur nennen können.

Der dritte Weg in die Verbundenheit ist, wie wir gehört haben, die meditative Praxis oder irgendeine Art der spirituellen Arbeit. Wie wir gestern von der afrikanischen Heilerin Sobonfu Somé gehört haben, steht vor der Beziehung zum Du die Beziehung zum Heiligen, zum Göttlichen, zu dem, was uns als Individuen übersteigt. Sobonfu Somé geht so weit zu sagen, dass sich an der Zeit, die wir für unsere Spiritualität widmen, ablesen lässt, wie beziehungsfähig wir zu uns selbst und zum Du sein können. Und sie begründet das damit, dass uns sonst die Demut fehlt, lieben zu können. Dass wir nicht die Heiligkeit von Verbundenheit kennen können, wenn wir sie nicht zum Göttlichen, wie immer wir das auch definieren, aufbauen können. Dieser Weg kann individuell extrem verschieden sein, da gibt es keine Ratschläge außer dem einen: Diesen Weg in die Verbundenheit erst zu nehmen, weil er alles beeinflusst. Letztlich geht es darum, Erfah-

rungsräume zu betreten, die uns erfahren lassen, dass der Mythos der Abtrennung einen Annahme ist und veränderbar ist. Und aus dieser verkörperten Erfahrung neue Werte der Verbundenheit zu entwickeln, die dann unser Wahrnehmen, unser Handeln und unsere Kreativität beeinflussen, um damit eine ‚andere Welt‘ möglich zu machen.

In unserer Lebenspraxis sind wir aber jenseits dieser eher persönlichen Übungswege ständig mit einer Kultur konfrontiert, der das Trennungsparadigma zu Grunde liegt. Unser Weltbild, unser Menschenbild, unser Selbstbild ist davon zutiefst geprägt. Wir sind so sozialisiert, dass wir die Trennung für zutiefst ‚wahr‘ halten und entsprechend ‚wahr‘nehmen.

Deshalb ist es wichtig, sich immer wieder daran zu erinnern, dass es in der Geschichte immer wieder Ansätze gab, die auf Verbundenheit setzten, aber dann unterdrückt wurden. Man denke nur an das ‚Alles fließt‘ des alten Griechen ..., dessen Philosophie sich nicht als Mainstream gegen Sokrates durchsetzen konnte. Man denke an die Worte Jesu, die ausgegrenzt wurden, als eine Philosophie der Liebe in eine Ideologie und Institution gegossen wurde. Man denke an Johann Wolfgang Goethe, dem Heroen der deutschen Kultur, der schöner als kaum jemand anderer auf die Verwobenheit mit der Natur verwies und als guter Dichter rezitiert wurde, nicht aber als Weiser.

Hier vielleicht ein paar Erinnerungen, dass es auch in der europäischen Kulturgeschichte immer wieder Traditionen gab, die der Verbundenheit den Vorzug gaben, aber die Mächtigen der jeweiligen Zeitalter sich gegen diese Option entschieden.

Man denke an jenen jungen italienischen Mann mit dem Namen Giovanni Bernadone, der sich entschied, einen radikal anderen Weg einzuschlagen und den wir deshalb heute als Franz von Assisi erinnern. Wenn er über die Welt sprach,

dann nutzte er Begriffe wie Bruder Sonne und Schwester Mond, Bruder Wolf und Schwester Wasser. In der Welt, die er beschrieb, war Liebe ein universeller Sinn.

Fast zeitgleich tauchte ein Mann namens Machiavelli auf, der uns lehrte, dass es ‚sicherer sei, gefürchtet zu sein, als geliebt. Diese Sichtweise setzte sich durch und lieferte die Schablone für die soziale und ökonomische Realität, in der wir heute leben.

Im Jahr 1600 verbrannte man Giordano Bruno wegen seiner pantheistischen Haltung, weil er daran glaubte, dass die Erde lebendig sei und eine Seele habe. Zur gleichen Zeit vertrat Francis Bacon die Überzeugung, dass man die Natur auf die Folterbank spannen müsste, um ihr ihre Geheimnisse zu entreißen. Wir folgten nicht Giordano Bruno sondern Bacon und foltern noch immer die Natur.

Drei Jahrzehnte später beschrieb Rene Descartes die Welt der Lebewesen als Welt der seelenlosen Automaten und beeinflusste damit das Denken von Newton und Galileo. Goethe hingegen beschrieb kurze Zeit später, Wissenschaft als ‚inneren Weg‘ des ‚Kontemplativen Schauens‘, bei der der Betrachter Gott in der Natur findet und die Natur in Gott. Wieder ging die Wahl zum unverbundenen kontrollierenden Handel, dass sich als enorm erfolgreich erwies, aber eben auch als enorm zerstörerisch und isolierend.

Heute stehen wir wieder an einem Punkt, wo so eine Wahl ansteht, weil wir erkennen, dass wir die Welt nur dann wirklich begreifen können, wenn wir uns als Teil von ihr erfahren, oder, dass wir nur Liebe und Kooperation verstehen können, wenn wir in Liebe sind und kooperieren.

Es gibt also durchaus ‚Partnerschaftliche Ansätze‘ im westlichen Denken, auf die wir hier am Ende unserer gemeinsamen Zeit noch mal hinweisen wollen. Und diese partnerschaftlichen und nicht beherrschenden Sichtweisen gegenüber der Natur haben dann natürlich auch andere Strukturen

in die Beziehung zwischen Mann und Frau oder die Beziehung zu unserem eigenen Körper hervor gebracht.

Gerade in den letzten 30 Jahren, in denen die Grenzen der trennenden dualistischen Sichtweise so deutlich wurden, wurden diese partnerschaftlichen Sichtweisen auch in der Naturwissenschaft mehr und mehr erforscht. Ein Ansatz ist die so genannte Tiefenökologie, die unseren Platz im Netz des Lebens erforscht und über den Anthropozentrismus hinaus geht. Norbert wird dazu gleich noch etwas sagen.

Eine anderer naturwissenschaftlicher Ansatz ist die Gaia-Theorie des Geologen, Chemikers und Arztes James Lovelock, der unendlich viele Beweise dafür gefunden hat, dass die Erde wie ein Superorganismus ein lebendiges Wesen ist, das seinen eigenen Kreislauf hat, seine eigene Temperatur regelt, sich selbst heilt, sich weiter entwickelt. Die Tatsache, dass diese Theorie den Namen ‚Gaia‘ bekommen hat, nach der griechischen Göttin der Erde, Gaia, schließt hier den Kreis zum ersten Vortrag am Donnerstag. Hier wird in der Moderne wieder daran erinnert, dass die Erde lebt, hier wird ihr ein weiblicher Name gegeben, hier wird das ganze geheiligt

Solchen neuen Weltbildern und Ansätzen gilt es zu folgen, wenn im Verhältnis Mann – Frau und Mensch – Natur Heilung passieren soll. Sie sind da!